

Die Zeitmaschine

Weinend standen wir – meine ganze Familie und einige Freunde – um das offene Grab meines verstorbenen Großvaters Rudolph am Friedhof in Wipfeld. Ich merkte, wie mir die Tränen über meine Wangen liefen und wischte mir schnell übers Gesicht. Einen Tag später gingen wir zum Notar, der Opa Rudolphs Testament verlas. Mir vererbte er zwei rostige Schlüssel und eine alte, zerfallene Hütte am Ufer des Mains, welche ich am Tag darauf mit meiner Freundin Sarah Henning besichtigen wollte. Die Versammlung löste sich langsam auf und jeder ging nach Hause. Dort angekommen ging ich sofort in mein Zimmer und legte mich ins Bett.

Ich war todmüde, konnte aber trotzdem nicht einschlafen, denn in meinem Kopf schwirrten die Gedanken nur so umher. Als ich nach langem Wachliegen dann doch in einen wachen Schlaf fiel, träumte ich wirres Zeug, sodass ich am nächsten Morgen schweißgebadet aufwachte und erst wieder zur Besinnung finden musste. Da Samstag war und wir nicht zur Schule mussten, ließen Sarah und ich uns Zeit, die Weinbergstraße mit unseren Fahrrädern entlang zu fahren. Nach einigen hundert Metern bogen wir am Supermarkt rechts ein, drängten uns an Autos und Fußgängern vorbei, überquerten die Obereisenheimer Straße und radelten über holprige Feldwege.

Schon von Weitem sahen wir das kaputte Dach der Hütte. Wir stiegen von unseren Rädern. „Ist das die Hütte, die dir dein Opa vererbt hat? Sie sieht irgendwie etwas heruntergekommen aus“, stellte Sarah fest. – „Hm, ja doch! Das müsste sie sein. Komm, sehen wir sie uns mal an!“, ermunterte ich meine Freundin. Ich zog die beiden rostigen Schlüssel aus meinem Rucksack und stellte fest, dass einer der beiden in das Schloss passte. Als ich ihn umdrehte und die kleine Tür aufstieß, quietschte es gewaltig. „Hoffentlich stürzt das alte Ding nicht ein“, spottete Sarah. „Wird schon halten“, brummelte ich. In der Hütte war es dämmrig, nur ein einziges, kleines Fenster spendete ein wenig Licht. Wir inspizierten jeden Schrank und jede Truhe und stiegen dann in den Kellerraum hinab. Hier mussten wir unsere Taschenlampen auspacken. In einer Ecke stand ein alter Schrank. Er erregte unsere Aufmerksamkeit durch viele wundersame Zeichen. Zu unserer Enttäuschung befanden sich in ihm aber nur alte Klamotten. Doch als wir Kleider auf Seite schoben, erblickten wir eine kleine Eichentür. Wir sahen uns unschlüssig an. „Soll ich sie öffnen?“, fragte ich leise. Sarah nickte nur mit dem Kopf und ich zog den zweiten Schlüssel hervor. Ich drehte ihn im Schloss und die Tür öffnete sich. Nacheinander kletterten wir durch die Tür und standen schließlich in einem Gang, der kein Ende nehmen wollte und in dem es unzählige Türen mit Zahlen darüber gab. Als wir uns umsahen, fand ich einen Brief auf dem mein Name stand. Ich öffnete ihn und las vor:

„Lieber Kevin, da ich nun tot bin, will ich, dass du mein Geheimnis kennst und es gut bewahrst. Dies ist eine Zeitmaschine, mit der du überall hinreisen kannst. Gehe vorsichtig mit ihr um. Du kannst verreisen, indem du eine Tür öffnest und diese Worte laut aussprichst: Selencio Seleidio

Dein dich immer liebender Großvater Rudolph.

Ich war total benommen und stützte mich auf Sarah. Immer wieder wiederholte ich die zwei magischen Worte. Dabei steigerte ich meine Stimme immer mehr, bis ich irgendwann fast schrie. Plötzlich ertönte ein ohrenbetäubendes Dröhnen und der Boden schwankte hin und her. Dadurch stolperten wir und fielen gegen eine der Türen. Diese öffnete sich und wir stürzten ins Leere. Als wir wieder zur Besinnung kamen, fanden wir uns auf einem großen Marktplatz wieder, wo viele Leute umherliefen und den wir eindeutig als Forum Romanum erkannten. Wir waren also in Rom.

Das Forum Romanum, die Marktschreier, die Senatoren. Rom, die ewige Stadt. Alles war so, wie ich es aus unserem Lateinbuch kannte. Was anderes konnte dies bedeuten, als dass es sich um einen Alptraum handelte, waren doch meine Noten in diesem Fach nicht gerade die Besten.

„Okay, Kevin“, sagte ich zu mir selbst. „Deine Mutter hat recht. Du besitzt eine Phantasie, die gefährlich ist. Für dich selbst, wie auch für die Menschen in deiner Nähe.“

Apropos Menschen in meiner Nähe: Was war mit Sarah? Sarah, meine unerschrockene beste Freundin seit dem Kindergarten. Die einzige, die meine Abenteuerlust und Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen verstand.

Nein, nicht die einzige.

Auch Opa Rudolph hatte mir stets zugezwinkert, wenn ich meine Reden schwang: „Aus dem Junge wird einmal was. Der hört sich an wie Cicero persönlich. So einer kann die Welt verändern.“

„Welt verändern?“, so die Antwort meine Mutter. „Ich wünsche mir nur eine Veränderung, dass er endlich mal sein Zimmer aufräumt.“

„Wie siehst du denn aus?“, riss mich in diesem Moment Sarahs Stimme aus meinen Überlegungen.

Ich sah sie von der Seite aus an und ehrlich, mir stockte der Atem. Aus der rockigen Sarah, die am liebsten hohe schwarze Stiefel, Shorts über Strumpfhosen und T-Shirts mit Totenköpfen trug, war eine Fremde geworden. Eine schöne Fremde – okay, eine wunderschöne Fremde.

Ihre blonden Haare, die sie stets zu zwei geflochtenen Zöpfen trug, hingen nun offen über die Schultern, während sie selbst in einem langen weißen Gewand steckte, das in unserem Lateinbuch Tunika hieß. Eine der wenigen Vokabeln, die ich mir merken konnte. Ehrlich – ich hatte noch nie verstanden, wozu ich in Wipfeld Lateinkenntnisse benötigte. Oder hatte Opa Rudolph doch recht gehabt? Hatte er mir nicht immer wieder gepredigt, man könnte die Gegenwart nur kapiern, wenn man die Vergangenheit verstand.

Sarah jedenfalls begann plötzlich hysterisch zu kichern und deutete auf meine Beine. Typisch Sarah. Sie konnte in den unmöglichsten Situationen in Lachen ausbrechen. Und diese Situation war unmöglich. Denn auch ich trug eine Tunika. Nur ging diese im Gegensatz zu ihrer nicht bis zum Boden, sondern das Gewand endete knapp oberhalb der Knie. Und zu meinem Schrecken trug ich Sandalen wie Opa Rudolph sie stets getragen hatte- Römerlatschen, hatte meine Mutter sie immer genannt.

„Strange“, murmelte ich, „verdammte strange.“

„Da hast du recht“, erwiderte Sarah, und ich glaubte ein leises Zittern in ihrer Stimme zu vernehmen. „Weißt du, welcher Tag heute ist?“

Natürlich, der Tag nach der Testamentseröffnung. Der Tag, der unter dem Motto *Selencio Seleidio* in meine Lebensgeschichte eingehen würde. Der Tag der Zeitmaschine. Der Tag, an dem ich, Kevin Zeltis verrückt geworden war. Kurz: Samstag, der 15. März.

„Der 15. März“, sagte ich laut.

„Welches Jahr?“

„2009, also wirklich, Sarah, was ist los mit dir? Drückt deine neue Frisur auf dein Gehirn, dass du das nicht weißt?“

„Aber warum“, hörte ich wieder ihre Stimme, „zeigt meine Armbanduhr dann das Jahr 44 vor Christi Geburt an?“

Ich wollte schon erwidern, dass sich das im Gegensatz zu meinem peinlichen Outfit lediglich um ein harmloses technisches Problem handelte, als plötzlich Bewegung in die Menschenmenge kam und sie einem mittelgroßen Mann mit Halbglatze Platz machte. Irgendwie kam er mir bekannt vor. Ich überlegte, ob es sich um unseren Metzger, den Chef der Autowerkstatt handelte oder den neuen Postboten, als ein Raunen durch die Menge ging, das sogar ich verstand, obwohl es sich verdammt nach Latein anhörte: „Er ist es, Julius ...“ Und dann gingen die restlichen Worte im lauten Geschrei der Menschenmenge unter: „Salve, o senator.“

Jetzt erinnerte ich mich wieder. Die Tür, durch die wir das Jahr 2009 verlassen hatte, hatte die Zahl 44 getragen.

„Heute ist eine Senatssitzung!“, hörte man von allen Seiten. „Stell dich gerade hin, benimm dich!“, wurden die Kinder von ihren Müttern ermahnt. Eine dicke Frau stieß Sarah an und zischte: „Pssst!“ Wir verdrückten uns lieber in eine kleine Nische zwischen zwei Häusern.

„Kevin!“, flüsterte Sarah aufgeregt, „jetzt weiß ich wieder, warum die Zahl 44 auf meiner Uhr stand. **44, Kevin!**“, wiederholte sie eindringlich.

„Und?“, fragte ich verständnislos. „Was ist daran so besonders?“ – „Was daran besonders ist? Kannst du dich nicht mehr an unsere letzte Geschichtsstunde erinnern? Du hättest aufpassen sollen, es war total interessant! Wir haben über Caesar gesprochen ...“

Ich verdrehte die Augen. Sarah war zwar sonst keine Leuchte in der Schule, aber seit wir in Geschichte diesen stets gut gelaunten, attraktiven Referendar hatten ...

„Im Jahr 44 v. Chr. am 15. März wurde Caesar während der Senatssitzung von einer Gruppe Senatoren ermordet“, zitierte sie. „Kannst du dich nicht mehr daran erinnern?“

Ich schüttelte langsam den Kopf: „Haben wir das wirklich besprochen?“ „Na klar doch!“ – Sarah wurde jetzt energisch. „Und wir müssen dieses Attentat verhindern!“

„Einverstanden!“, gab ich zurück, „halten wir also Caesar auf!“

„Nein, nicht Caesar, sondern Decimus Brutus!“, erwiderte Sarah.

„Wer ist denn das schon wieder?“, stöhnte ich.

„Caesar ging es am Morgen der Senatssitzung schlecht und seine Frau hatte böse Vorahnungen. Also wollte er nicht zur Sitzung gehen. Decimus Brutus wurde ausgesandt, um ihn umzustimmen, mit Erfolg ...“, leierte Sarah den Rest des Geschichte-Hefteintrags herunter, „... und jetzt komm mit, sonst verpassen wir ihn noch!“

Als wir wieder auf dem Marktplatz standen, sahen wir gerade noch die letzten Anhänger Caesars um die Hausecken verschwinden. Stadtpläne waren das einzige, was ich mir gut merken konnte, und den Plan des antiken Roms in unserem Klassenzimmer hatte ich mir oft angeschaut.

„Äh, Sarah...“, ich tippte auf ihre Schulter, „...kann es sein, dass der Feldherr sich verirrt hat?“

Sarah lachte laut auf: „Wie kommst du denn darauf?“

„Ich weiß genau, dass es zum Senatsgebäude in die entgegengesetzte Richtung geht!“

Sarah stutzte. „Ach so! Dann hat ihn Brutus also noch gar nicht umgestimmt – gut, warten wir hier auf ihn!“

Allmählich begann der normale Betrieb auf dem Marktplatz wieder. Eine Marktfrau schimpfte lautstark darüber, dass Diebe sich an ihrem Stand bedient hätten, während sie zu Caesar hingelaufen sei; an manchen Stellen wurde mit vielen Gesten verhandelt, an einer Ecke saßen alte Männer beim Würfelspiel. Wir blieben in der Mitte des Platzes stehen und schauten uns alles an. Nach einigen Minuten kam eine Gruppe von Männern heran, in ihrer Mitte ein finster blickender Mann in einer weißen Toga.

„Das ist er!“, flüsterte Sarah mir zu.

Decimus Brutus sah sich um und schritt dann mit schnellen Schritten direkt auf uns zu. Sarah verbeugte sich tief, als er vor uns stehen blieb, ich machte es ihr nach, so gut es ging.

„Sagt mir, wo Caesar entlang gegangen ist!“, bellte der Mann.

„Er ist zum Senatsgebäude“, antwortete Sarah ruhig und blickte ihm unerschrocken in die Augen.

Ohne ein weiteres Wort wandte er sich zum Gehen und ließ uns alleine stehen.

„Du hast gelogen!“, sagte ich empört.

„Na und?“, gab sie unbeeindruckt zurück. „Und was unternehmen wir jetzt?“

„Ihm hinterherlaufen?“, schlug ich vor.

„Bingo!“, lachte Sarah und schnipste mit den Fingern.

Wir liefen also Decimus Brutus hinterher. Ich wünschte, ich hätte im Geschichtsunterricht besser aufgepasst, denn dann wüsste ich wenigstens, was ich hier tat.

Der Mann war ziemlich schnell. Wir hatten Mühe ihm zu folgen, vor allem weil wir uns immer wieder hinter Säulen verbergen mussten. Brutus Gewissen konnte nicht rein sein. Immer wieder drehte er sich um. Der Mann hatte Angst, verdammt große Angst. Dennoch trieb ihn irgendetwas an. Wir waren vielleicht zehn Minuten unterwegs, als er plötzlich innehielt. Wir schafften es gerade noch in einem Hauseingang zu verschwinden, dessen Tor offenstand und den Blick auf einen Innenhof freigab.

Weit entfernt hörten wir das Jubeln der Menge. Auch Brutus hörte es. Deshalb war er stehengeblieben. Er hatte bemerkt, dass man ihm einen verkehrten Weg genannt hatte. Ich warf Sarah einen Blick zu, der sagen sollte: „Um den Lauf der Geschichte zu ändern, genügt es nicht, jemanden in die falsche Richtung zu schicken.“

Sie zuckte mit den Schultern und murmelte. „Hauptsache, er sieht uns nicht.“

Doch Brutus war viel zu sehr in Gedanken versunken. Als er an uns vorbeirannte, drückten wir uns fest an die Wand. Ich hoffte, er würde unsere Schatten nicht erkennen, die sich unter der heißen Sonne über der ewigen Stadt auf der Straße abzeichneten. Er lief direkt an uns vorbei. Ich hörte seine Toga rauschen und erkannte in seinem Gesichtsausdruck eine Mischung aus Angst, Wut und Besessenheit. Decimus Brutus wurde nicht vom Verstand geleitet, sondern von etwas anderem. Und noch etwas erkannte ich: Es steckte im Gürtel, der seine Toga an den Hüften umschlang.

„Das Messer!“, hörte ich Sarah flüstern, „das Messer, mit dem er Caesar ermordet hat.“

Ich wollte schon hinter der Säule hervortreten, um Brutus zu folgen, ihn davon abzuhalten, diesen abscheulichen Mord zu begehen, als ich plötzlich keine Luft mehr bekam. Etwas umklammerte meinen Brustkorb. Ich fühlte mich wie in einem Schraubstock. Und dann erklang eine tiefe Stimme: „Halt!“

Ich blickte in Sarahs Augen, die vor Angst und Schrecken weit aufgerissen waren. Dann wurde ich losgelassen. Im nächsten Moment spürte ich, wie jemand meine Hände auf dem Rücken fesselte. Ich wurde zu Boden gestoßen. Für einen Moment fühlte ich mich benommen, doch als ich die Augen wieder öffnete, beugte sich jemand über mich: eine riesige dunkle Gestalt.

„Wer bist du Fremder? Was willst du?“ Diese Stimme – ich konnte mit nicht vorstellen, dass sie zu einem Menschen gehörte.

Der Mann trug eine Plakette um den Hals, das mich an ein Hundehalsband erinnerte. Darauf stand der Name *Marcus Antonius*.

„Ein Sklave“, hörte ich Sarah flüstern, „ein Sklave von Marcus Antonius.“

Da sie im Gegensatz zu mir im Lateinunterricht aufgepasst hatte, vermutete ich, dass sie sich nicht irrte. Aber ob Sklave oder nicht, der Mann jedenfalls sah aus, als könnte er uns allein mit seinem kleinen Finger daran hindern, den Lauf der Geschichte zu ändern.

Der große Mann führte uns vor sich her wie Hunde an der Leine. Wir liefen durch ein Gewirr von engen, schattigen Gassen. Fliegen schwirrten um Knochen und faulige Küchenabfälle, die überall herumlagen, vom Geruch wurde mir beinahe übel. Endlich kamen wir auf einen freien, von der Sonne beschienenen Platz und gingen auf ein großes Gebäude zu, über dessen Eingang „Villa M. Antonii“ stand. „Er bringt uns zu seinem Herrn“, raunte Sarah mir zu. Wir betraten die Eingangshalle und wurden in einen offenen Innenhof mit einem Brunnen in der Mitte geführt. Auf einer Steinbank saß ein Mann um die 40 mit braunen Locken, einer faltigen Stirn und Pausbacken. Einige Männer redeten mit ihm und gestikulierten eifrig dabei. In den Ecken des Hofes: Leibwachen mit Brustpanzern und Schwertern.

Der Mann auf der Bank blickte uns an, hob die Hand. Das Gespräch verstummte.

„Wer sind die Kinder und was wollen sie?“, fragte Marcus Antonius den Sklaven. –

„Wir wollen Caesar vor dem Tod beschützen!“, platzte es aus mir heraus. Antonius runzelte die Stirn, einer der Leibwächter fasste nach seinem Schwert... Doch dann lachte Antonius. „Woher seid ihr?“, wollte er von uns wissen. „Wir kommen aus der Zukunft, aus ... Germania“, setzte Sarah zu einer Erklärung an. Nun lachten alle. „Ihr Kinder habt euch eine fantastische Geschichte ausgedacht. Doch ihr stört jetzt. Wir haben Wichtiges zu besprechen.“ – Und er gab dem Sklaven ein Handzeichen. Er brachte uns nach draußen, nahm uns die Fesseln ab und schon standen wir wieder auf dem sonnigen Platz.

„Wir können das Attentat nicht verhindern. Die Vergangenheit lässt sich nicht ändern“, sagte Sarah ein Weile später traurig. Mit hängenden Köpfen trotteten wir wieder über das Forum. Es war schon bald Mittag, die Sonne brannte herab, die Marktstände waren geschlossen und kaum ein Mensch war jetzt unterwegs. „Ob Caesar jetzt schon auf dem Weg zum Senat ist?“, fragte Sarah. Ich spürte plötzlich eine Wut in mir, eine Wut gegen Mord und Gewalt. Eine Wut auf Brutus und alle anderen brutalen Messerstecher. „Komm mit!“, rief ich plötzlich. „Noch ist es vielleicht nicht zu spät!“ Wir begannen zu laufen, so gut es ging. Unsere Sandalen klatschten auf das Steinpflaster. Nach wenigen Minuten waren wir in Schweiß gebadet und

keuchten, doch da tauchte das mächtige Senatsgebäude vor uns auf. Die Sonne blendete, ich kniff die Augen zusammen: Vor dem Eingang eine Gruppe von Senatoren in weißen und dunkelroten Gewändern. Ich glaubte, Antonius an seinem Lockenkopf zu erkennen, der mit einigen anderen heftig diskutierte. Wir liefen immer noch, waren gerade in Rufweite, als plötzlich Bewegung in die Gruppe kam. Alle liefen in das Senatsgebäude hinein. „O nein“, rief Sarah, „wir kommen zu spät!“ Plötzlich schien die Sonne zu explodieren, wurde zu einem grellen Licht. Wir hielten die Hände vor die Augen und schrien. Dann spürte ich, wie die Hitze nachließ. Es roch auf einmal muffig. Wir öffneten die Augen, es dauerte eine Weile, bis wir uns an das Halbdunkel gewöhnt hatten. Wir standen wieder in Opa Rudolphs Hütte vor dem geöffneten Eichenschrank.

„Wir sind zurück!“, murmelte ich. „Wir sind zurück“, schrie Sarah und umarmte mich. Ich spürte, wie mir ein Kribbeln die Wirbelsäule hinunter jagte. „In deiner Tunika hast du eigentlich auch ganz gut ausgesehen“, sagte ich verlegen zu Sarah, die wieder in Totenkopf-Shirt und Shorts herumstand. Eine kurze Stille entstand.

„Das wäre ja noch mal gut ausgegangen“, meinte sie schließlich. „Zumindest für uns“, bestätigte ich und fügte hinzu: „Dann also ... bis nächsten Samstag hier in der Hütte – wohin soll's dann gehen?“